

HAPE KERKELING

Ich bin dann mal weg

Meine Reise auf dem Jakobsweg




30 JAHRE
MALIK

SPIEGEL
Bestseller

MALIK

HAPE KERKELING

Ich bin dann mal weg



Mein credencial del peregrino,
mein Pilgerpass – beziehungsweise der zweite Teil davon

HAPE KERKELING

Ich bin dann mal weg

Meine Reise auf dem Jakobsweg

Mit 35 Fotos
und einer Karte

MALIK 

*Der Weg stellt jedem nur eine Frage:
»Wer bist du?«*

*Ich widme dieses Buch
meiner geliebten Großmutter Bertha.*

*Anne und Sheelagh danke ich
für die gemeinsamen Erfahrungen.*

Inhalt

Vorwort 9

- 9. Juni 2001 – Saint-Jean-Pied-de-Port 31
- 10. Juni 2001 – Roncesvalles 43
- 11. Juni 2001 – Zubiri 53
- 12. Juni 2001 – Pamplona 60
- 13. Juni 2001 – Pamplona 80
- 14. Juni 2001 – Viana und Logroño 83
- 15. Juni 2001 – Navarrete und Nájera 88
- 17. Juni 2001 – Santo Domingo de la Calzada 94
- 18. Juni 2001 – Santo Domingo de la Calzada 105
- 21. Juni 2001 – Castildelgado 112
- 22. Juni 2001 – Belorado, Tosantos und Villafranca 119
- 24. Juni 2001 – Burgos, Tardajos 127
- 25. Juni 2001 – Hornillos del Camino und Hontanas 134
- 26. Juni 2001 – Castrojeriz und Frómista 144
- 27. Juni 2001 – Carrión de los Condes 154
- 28. Juni 2001 – Calzadilla de la Cueva 166
- 29. Juni 2001 – Sahagún 179
- 30. Juni 2001 – León 207
- 1. Juli 2001 – León 228

2. Juli 2001 – Irgendwo im Nirgendwo hinter León 241
3. Juli 2001 – Astorga 253
4. Juli 2001 – Astorga 259
5. Juli 2001 – Rabanal 265
6. Juli 2001 – Rabanal 271
7. Juli 2001 – Foncebadón und El Acebo 281
8. Juli 2001 – El Acebo 292
9. Juli 2001 – Molinaseca, Ponferrada 297
10. Juli 2001 – Villafranca del Bierzo 310
11. Juli 2001 – Trabadelo und Vega de Valcarce 314
12. Juli 2001 – La Faba und O Cebreiro 321
13. Juli 2001 – Triacastela 330
14. Juli 2001 – Triacastela 334
15. Juli 2001 – Sarria und Rente 336
16. Juli 2001 – Portomarín 337
17. Juli 2001 – Palas de Rei 347
18. Juli 2001 – Castañeda 348
19. Juli 2001 – Rúa 352
20. Juli 2001 – Santiago de Compostela 354

Nachwort 366

Vorwort

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

als ich zwölf Jahre alt war, fuhren mein Kumpel Raoul und ich an einem Samstagnachmittag mit der S-Bahn von Recklinghausen zum Gelsenkirchener Hauptbahnhof. Mit Umsteigen dauert diese Zugfahrt alles in allem eine knappe halbe Stunde.

Gewiss werden Sie sich jetzt fragen, wann der Bus mit den Menschen kommt, die sich für diese relativ farblose Unternehmung interessieren sollten, und vor allem, was sie in diesem Vorwort verloren hat. Gelsenkirchen ist, auch mit viel gutem Willen, nicht annähernd Santiago de Compostela.

Nun, dieser Ausflug diene nur einem Zweck. Die Fahrt ins Blaue sollte meinem Freund Raoul eine rosige Zukunft sichern.

Raoul Linnemeyer hatte, als er knapp elf Jahre alt war, beschlossen, eines fernen Tages ein berühmter Schriftsteller zu werden. Gerne auch Dramatiker oder Essayist.

Seinen Wunsch halte ich im Jahre 1977 für durchaus im Bereich des Möglichen. Schließlich ist Raoul besonders aufgeweckt, hat eine philosophische Ader und auch noch Manieren. Bereits jetzt als Zwölfjähriger verfügt er über einen erstaunlichen Denkkaparat und versteht es, mich mit erhellenden Erkenntnissen und komplexen Gedanken à la Albert Camus zu überraschen. Dem ähnelt er übrigens auch äußerlich ein wenig. Das Talent ist ihm quasi in die Wiege gelegt worden, denn Raouls Mutter Eline ist eine begabte Lyrikerin. Also, was spricht da noch gegen seine zukünftige Auto-

renkarriere? Allein der Name Raoul Linnemeyer schreit ja geradezu nach Platz 1 der Bestsellerliste.

Dem rehäugigen Raoul mangelt es, laut eigener Aussage, leider an Ideen für einen starken Stoff, der seine potenziellen Leser fesseln könnte. Auch bezweifelt er, ob er es wohl jemals zur Meisterschaft eines seiner Vorbilder Kant, Lessing oder Kleist wird bringen können, und er fragt sich insofern, ob er besser gar nicht erst mit einem Schreibversuch beginnen sollte.

Als Pragmatiker finde ich, dass er es wenigstens erst einmal versucht haben sollte, bevor er die Flinte frustriert ins Korn wird werfen müssen.

So fahren wir also an jenem Samstag, mit zwei Notizblöcken und Kugelschreibern ausgestattet, zum Gelsenkirchener Hauptbahnhof. Diese nicht besonders prickelnde Ausflugsidee ist auf meinem Mist gewachsen.

Mir ist natürlich bekannt, dass Gelsenkirchen kein ausgesprochener Sehnsuchtsort der Weltliteratur ist, aber man muss ja, auch bei allen noch so hochtrabenden Plänen, die Kosten im Blick haben. Amsterdam wäre mir selbstverständlich auch lieber gewesen. Andererseits ist Gelsenkirchen, im Gegensatz zur niederländischen Hauptstadt, eine schriftstellerische Herausforderung. Was sollte einem dazu schon einfallen? Raoul wirkt jedenfalls nicht so, als würden die Ideen gerade aus ihm herausprudeln.

Meiner Großmutter Bertha hat man ein Jahr zuvor bei örtlicher Betäubung im Klinikum Gelsenkirchen-Ückendorf ein künstliches Hüftgelenk eingepflanzt. Vielleicht denke ich auch deshalb, dass die Stadt im Pott mehr verdient als ein müdes Lächeln?

»Schreib jetzt mal alles auf, was dir während der Fahrt nach Gelsenkirchen so auffällt und einfällt«, ist mein guter Rat für meinen Mitschüler an jenem sonnigen Nachmittag. »Wenn du Autor werden willst, musst du üben, üben, üben! Also fang jetzt einfach mal mit dem Schreiben an!«

Ganz der altkluge Coach für angehende Schriftsteller, gebe ich meinem geschätzten Freund diese schlichte Devise mit auf den Weg.

Schräg gegenüber fällt mir eine ältere Dame im beigen Horst-Schlämmer-Mantel auf, welche im Gegensatz zu uns nicht in Fahrtrichtung sitzt. Unruhig, um nicht zu sagen besorgt, schaut sie in Richtung der hinter uns befindlichen Abteiltür.

Neugierig versuche ich mit einem kurzen Blick nach hinten herauszufinden, was sich da wohl hinter unseren Rücken Interessantes abspielen könnte. Allerdings verhindern die Nackenstützen an den Sitzen, dass mein Blick auch nur den Türrahmen erhascht. Aufstehen mag ich nicht. Das wäre mir nicht dezent genug. Anscheinend grummeln aber hinter uns, ein paar Waggons weiter, einige Männer vor sich hin.

Erst jetzt fällt mir, dem Schnellmerker, auf: Außer der älteren Dame und uns beiden befindet sich niemand im Waggon.

»Komisch eigentlich, dass so wenig Leute in der Bahn sitzen ... ist doch Samstag. Da unternimmt man doch was!«, entfleucht es mir spontan, und ich ernte dafür ein flüchtiges Schulterzucken von Raoul.

Mit einem Mal erhebt sich die Dame fast panisch und schlurft, so eilig sie nur kann, in Fahrtrichtung einen Waggon weiter, ohne uns eines Blickes zu würdigen, ihr kariertes Einkaufswägelchen ratternd hinter sich herziehend. Fix rufe ich noch: »Auf Wiedersehen!«

»Wo die wohl so schnell hinwill?«, frage ich mehr mich als Raoul.

»Interessiert mich nicht!«, lautet seine lapidare Reaktion, während er mit dem Kugelschreiber gegen die verschmierte Fensterscheibe klopft und auch die Industriebrache von Rotthausen desinteressiert an sich vorbeiziehen lässt. Im Rückblick meine ich, es hätte ihn wohl besser interessieren sollen.

Schlagartig wird hinter uns die Tür aufgerissen. Eine johlende, unternehmungslustige Meute trampelt in unsere Richtung. Dem Geräusch nach zu urteilen könnte das auch eine Stampede spanischer Jungbullen aus Pamplona sein. Womit ich jetzt schon fast auf dem Jakobsweg wäre. Doch wenn ich es akustisch richtig deute, sind das einfach nur angetrunkene halbwüchsige Männer. »Sternhagelbesoffen« trifft es noch besser.

Plötzlich steht direkt vor unserer Sitzreihe ein halbes Dutzend Schalke 04-Fans, ausgestattet mit allen Utensilien, die das Leben des Fußballfans so bunt und fidel gestalten. Vom Fähnchen bis hin zur schräg sitzenden Kappe ist alles aus dem Merchandising-Katalog dabei.

Einer hat sogar einen riesigen gelben Fleck inklusive Bröckchen auf seinem blau-weißen Hemd. Da ist nur noch »Schalk« zu lesen. Das »e 04« hat er, sagen wir es vornehm, vollgereihert. Der säuerliche Geruch, den er penetrant verströmt, bestätigt das.

Mit einem Mal wird mir klar, warum heute niemand freiwillig in der S-Bahn sitzen möchte: Samstag heißt Bundesliga. Im Ruhrpott wiederum bedeutet das: bürgerkriegsähnliche Zustände im öffentlichen Nahverkehr.

Wäre man eingefleischter Fußballfan, hätte man das wissen können.

Raoul will aber Dramatiker werden, und ich habe bis vor einem Jahr noch mit Barbie-Puppen gespielt. Den Notizblock lege ich nun entschlossen beiseite und lasse mein Leben vorsichtshalber noch einmal Revue passieren. Besser ist es.

Schon packt der Mann mit dem Fleck auf dem Shirt mich unsanft am Kragen und zieht mich aus dem Sitz. Es brüllt mir entgegen: »Wat bisse?«

Blöde Situation! denke ich, während Raoul zwar kleinlaut, aber doch erstaunlich mutig einwirft: »Lass meinen Freund los!«

Die knallharte Antwort des begeisterten Biertrinkers in Richtung Raoul lässt nicht lange auf sich warten: »Du fängst dir gleich eine, du Milchfresse!«

Nun verfestigt sich mein flüchtiger Eindruck vollends. Der Kerl ist mir unsympathisch.

»Wat du bis?«, will er noch einmal mit Nachdruck von mir wissen, während die Umstehenden fies giggeln. Einer rülpst sogar.

An Bundesligasamstagen mag ich meinen Ruhrpott einfach nicht. Die Dienstagstage sind schöner, da habe ich immer Chorprobe. Und schon werde ich wieder unfreundlich angeblökt.

»Wat bisse? Borussia oder Schalke?«, konkretisiert er nun seine Frage, einem bösen Vorwurf gleich.

Sechs brutale Augenpaare starren mich an. Eigentlich bin ich erstaunt darüber, wie wenig Angst mir diese doofe Situation, nun, wo sie eingetreten ist, macht, obwohl ich sie immer gefürchtet hatte. Früher oder später kriegen einen die Fußballfans aus dem Pott nun mal zu fassen und hauen einen unweigerlich windelweich. Heute ist mein Tag. Hoffentlich lassen sie Raoul in Ruhe. Dann kann der später wenigstens Hilfe holen. Man wird mich wahrscheinlich mit Blaulicht in die Unfallchirurgie des Klinikums Gelsenkirchen-Ückendorf bringen. Wenigstens weiß ich, dass da gute Ärzte arbeiten. Oma kann wieder laufen wie ein junger Gott.

Wo war der fiese Hooligan stehengeblieben? Ach ja, Borussia oder Schalke!? Auf diese Frage kann man im Ruhrpott ja fast alles reduzieren. Es ist das Sein oder Nichtsein im Revier.

Meine Auswahl an Antwortmöglichkeiten ist relativ beschränkt: Sage ich Borussia, setzt es umgehend blau-weiße Schläge. Sage ich Schalke, bin ich der Horde zu schleimig, und es gibt erst recht eins auf die Nase. Sage ich, dass ich mich überhaupt nicht für Fußball interessiere, ist das garantiert mein Todesurteil.

Plötzlich kommt mir aus heiterem Himmel mein Religionslehrer Herr Dr. Halfmann in den Sinn. Der ist Fan vom VfL Bochum. Manchmal hat man auch einfach mal eine gute Idee.

So brülle ich: »Ich bin VfL!«

Der angetrunkene Jungbulle schaut mich erstaunt an, erteilt mir eine ziemlich schmerzhaft Kopfnuss und lallt im Ton des Bedauerns: »Du muss no viel lernen, Kleiner! VfL is Kacke! Wenn die mal nich absteigen! Aber wenigstens sind die blau-weiß! Hasse aber heute Glück gehabt!«

Johlend zieht die Brut hinüber in den nächsten Wagen. Holy Shit! Nie wieder werde ich an einem Samstag im Ruhrgebiet S-Bahn fahren, auch nicht Raoul zuliebe.

Nach einigen Minuten erreichen wir erleichtert und am Stück den Gelsenkirchener Hauptbahnhof.

Unmittelbar nach dem Ausstieg fordere ich meinen Schulkollegen auf: »Schreib das auf!«

»Was?«, will Raoul wissen.

»Na, was uns passiert ist! Das glaubt uns doch kein Mensch!«, animiere ich ihn.

»Wen sollte das interessieren?«, will er wieder schulterzuckend in Erfahrung bringen.

»Na, mich interessiert es!«, sage ich zwar immer noch unter Schock, aber doch geistesgegenwärtig.

Und wenn Sie mich heute fragen, ob ich so etwas wie ein Erfolgsrezept kenne beim Schreiben?

Es interessiert mich. Ich brenne dafür!

Damals habe ich diese kleine S-Bahn-Episode aufgeschrieben und damit quasi den Grundstein für meine schriftstellerische Tätigkeit gelegt. Nur meiner Großmutter Bertha habe ich die Story vorgelesen. Die war amüsiert. Das, was ich dann mit »Ich bin dann mal weg« erreichen durfte, habe ich in gewisser Weise tatsächlich auch Raouls anmaßender Ambition zu verdanken. Stellvertretend für ihn bin

ich so zum Geschichtenerzähler geworden. Verrückt, aber wahr.

Zu Ihrer Beruhigung: Raoul ist heute erfolgreicher Geschäftsführer einer großen Werbeagentur. Ein Buch allerdings hat er bisher nicht verfasst.

Vor 25 Jahren bin ich eines schönen Junimorgens von Saint-Jean-Pied-de-Port in Südfrankreich losgelaufen in Richtung Santiago in Galicien, nicht ahnend, welche herausragende Bedeutung diese Pilgerreise für mein Leben haben sollte.

So wie damals in Gelsenkirchen dachte ich, es wäre vielleicht ganz gut, mal wieder Notizblock und Kugelschreiber dabeizuhaben. Man weiß ja nie, auf wen man trifft.

Der unglaubliche Nachhall und der starke Eindruck dieses Abenteuers begleiten mich bis heute. Der Jakobsweg war so etwas wie mein cleverster Coach, mein fiesester Feind und mein sanfterster Schutzengel in Personalunion. Selten habe ich in so kurzer Zeit so viel gefühlt, durchlitten und gelernt. Der Himmelskraft sei Dank!

Mein weiterer Dank gilt an dieser Stelle natürlich ausdrücklich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser!

Eine schier unfassbare Erfolgsgeschichte durfte ich mit dem aus meinem Selbsterfahrungs-Trip entstandenen Buch erleben. Von 2006 bis 2008 stand es hundert Wochen auf Platz 1 der SPIEGEL-Sachbuch-Bestsellerliste. Hallo, geht's noch? Wer soll denn das verkraften? Über fünf Millionen Exemplare wurden allein von der deutschsprachigen Ausgabe verkauft. Noch heute, zwanzig Jahre nach Erscheinen, kann ich es manchmal kaum glauben, was mir mit »Ich bin dann mal weg« widerfahren ist und was das Buch ausgelöst hat.

Auch in anderen Ländern ist der Band herausgekommen, darunter Holland, Spanien, Frankreich, Italien, Polen, Korea, Japan, China, Norwegen und die USA. Anlässlich des Er-

scheinens wurde ich nach Amsterdam, Santiago de Compostela und New York eingeladen und im Auftrag des spanischen Königs mit dem Komturkreuz des spanischen Zivilverdienstordens ausgezeichnet – allesamt großartige Erfahrungen, von denen ich mir damals in der S-Bahn nach Gelsenkirchen nicht hätte träumen lassen.

Ich glaube, am besten haben seinerzeit mein übergewichtiger Kater Samson und sein hagerer Bruder Spock den ganzen Trubel verkraftet. Meines Wissens haben meine Katzen ohnehin nie vom Erscheinen meines Pilgerberichts erfahren. Ich fürchte, meine Kater hatten auch gar keinen Schimmer davon, was ich beruflich überhaupt so treibe.

Wahrscheinlich kannten meine Stubentiger nicht mal meinen Namen und konnten sich deswegen natürlich entspannt zurücklehnen und diesen immensen Erfolg locker wegstecken! Dabei spielt mein dicker Kater Samson aus »Pfoten vom Tisch!« in meinem Bestseller aus dem Jahre 2006 ja sogar schon eine kleine Rolle.

Wie aber kam es überhaupt zur Veröffentlichung und damit zur enormen Wirkung von »Ich bin dann mal weg«? Der Ausdruck ist inzwischen schon zum geflügelten Wort geworden.

Nachdem ich also im Juli 2001 meine unvergessliche Pilgerreise glücklich beendet hatte und mit über sechshundert Seiten handschriftlicher Tagebuchaufzeichnungen im Rucksack heimgekehrt war, überkam mich das unbestimmte Gefühl, dass aus meinen täglichen Notizen vom Weg irgendwann ein Buch werden könnte.

Vielleicht könnte es für einige Menschen durchaus interessant oder auch hilfreich sein, meine persönlichen Gedanken zum Thema »Gott und die Welt« zu lesen? So wie ein Glühwürmchen auf einer nächtlichen Wiese für helle Freude sorgen kann.

Dennoch, aktiv herbeiführen oder gar erzwingen will ich das Erscheinen meiner Aufzeichnungen nicht. Wie peinlich

wäre das denn! Ich rufe doch nicht bei irgendeiner Verlegerin an, mit dem Ziel, ihr mein privates Tagebuch unterjubeln zu wollen. Das kommt gar nicht infrage.

Und so sinniere ich: Nun gut, falls das Schicksal eine Veröffentlichung wünscht, dann wird es sich anstrengen müssen, denn ich werde genau null Verlage mit meinen Tagebuchaufzeichnungen nerven. Mal sehen, was der Zufall so draufhat!

Ohnehin zweifle ich daran, ob ich jemals in der Lage sein würde, eine Landschaft stimmig und anschaulich zu beschreiben. Jedes Mal, wenn ich in Italien – vor meinem orangefarbenen Ferienhäuschen in der Hängematte baumelnd – den matten Blick über das smaragdgrüne Meer streifen lasse, denke ich nur: Mein Gott, ist das schön! Mehr aber auch nicht.

Landschaftsbeschreibungen liegen mir bis heute nicht so, also sind Sie an dieser Stelle leider auch gezwungen, mir einfach abzukaufen, dass der Blick wirklich einmalig ist.

Meine Tagebücher, oder besser -hefte, landen also vorsichtshalber schnell in der hintersten Schrankecke, und dort bleiben sie auch eine ganze lange Weile liegen.

Gut zwei Jahre nach Beendigung meiner Wallfahrt bin ich wieder einmal zu Gast in einer renommierten ARD-Fernsehtalkshow, und dort erzähle ich der charmanten und versierten Sandra Maischberger zum ersten Mal vor laufenden Kameras – zwar etwas zögerlich, aber dennoch begeistert – von den Eindrücken auf meiner Jakobsweg-Wanderung.

Dass ich in der Sendung überhaupt zum Thema Pilgerreise rede, ist wiederum einem kuriosen Zufall geschuldet.

In einem Gespräch zwischen Sandra Maischberger, Reinhold Messner und mir, welches in kleiner Runde ein paar Tage vor der besagten Sendung stattfindet, fragt der berühmte Bergsteiger mich, ob ich schon einmal zum Wan-

dern in den Bergen gewesen sei. Wahrheitsgemäß antworte ich, dass ich mal bei strömendem Regen mit Rucksack quer über die Pyrenäen gelatscht sei.

»Aha! Wieso das?«, will Messner in Erfahrung bringen.

Nun, ich sei nach Santiago gepilgert, gebe ich unumwunden zu.

»Was?«, will eine verdutzte Sandra Maischberger nun von mir wissen und ergänzt: »... den ganzen Weg!?!«

»Den ganzen Weg! 600 Kilometer«, höre ich mich sagen und weiß, dass ich nicht mehr werde verhindern können, dass Frau Maischberger dieses Thema in der bevorstehenden Sendung auch konkret ansprechen wird.

Eigentlich gelten Unterhaltungskünstler, die sich in einem Interview auf zu ernstes Terrain begeben, in der Fernsehbranche, wo gnadenlose Urteile ja bekanntlich schnell gefällt werden, gemeinhin als – nett formuliert – unprofessionell, weniger nett formuliert gelten sie als dumm. So ein Dummbatz bin auch ich.

Aber manchmal ist man eben nicht nur eine funktionierende Entertainment-Maschine, sondern halt auch Mensch, und so lasse ich mich in dem Live-TV-Talk dazu hinreißen, auf meine Pilgerschaft und ihre Wirkung auf mein Leben einzugehen. Schön blöd, denke ich noch. Mein Tagebuch allerdings bleibt in diesem Gespräch hübsch unerwähnt!

Einige Tage nach Ausstrahlung der Sendung überrascht mich mein langjähriger Manager Arno am Schluss eines Telefonats mit einer interessanten Neuigkeit: »Ach so, das hätte ich jetzt fast vergessen. Da hat sich ein Herr vom Piper Verlag aus München bei mir gemeldet, das ist ja übrigens gar kein schlechter Verlag! Der hat dich bei Sandra Maischberger gesehen und fand deine Schilderungen von der Pilgerreise ganz amüsant und wollte mal wissen, ob du dir vorstellen könntest, ein Büchlein darüber zu schreiben ... Auf was für Ideen die Leute so kommen ... dafür hast du doch gar keine Zeit!«

Tja, damals jagte noch eine Tournee die nächste. Folgerichtig vergehen dann fast sechs Monate, bis der sympathische Herr Tebbe vom Piper Verlag und ich uns bei zwei längst überfälligen Milchkaffees und äußerst appetitlichen, fetten Schokoladenkeksen im Café eines Düsseldorfer Nobelhotels gegenüber sitzen.

Übrigens exakt in demselben Hotel spielt das zweite Kapitel meines zweiten Buchs »Der Junge muss an die frische Luft«.

Eine angeregte Unterhaltung entwickelt sich zwischen dem Herrn und mir, und so ist es nur konsequent, dass ich, nachdem ich natürlich alle klebrigen Kekse allein verputzt habe, meinen Mut zusammennehme und ihm gestehe, meine gesammelten Pilgererfahrungen in einem über sechshundert Seiten zählenden Tagebuch handschriftlich verewigt zu haben.

»Was? Sechshundert Seiten!?!« Mein Gegenüber ist sichtlich verblüfft. »Ach du liebes bisschen! Darf man fragen, was da so alles drinsteht?«

Stück für Stück lasse ich nun die Katze aus dem Sack oder besser das Heft aus dem Schrank und breite meine Erinnerungen und Eindrücke vom Jakobsweg aus. Der etwa gleichaltrige Herr lauscht, um am Ende meines Monologs, ziemlich aufgeräumt, zu erklären, der Verlag habe großes Interesse daran, mein Manuskript einmal zu lesen.

Wieder vergehen Monate, bis ich endlich die Zeit finde, mich vom TV- und Tour-Stress zu lösen, um mich ganz meinem möglichen Buchprojekt widmen zu können.

In meiner selbst gewählten italienischen Autorenklausur sitze ich sommers auf der Terrasse meines bereits erwähnten Ferienhäuschens und diktiere meine Tagebücher auf die Kassetten meines Diktiergerätes. Sie haben richtig gelesen. Digitale Aufnahmen gab es anno dazumal noch gar nicht. Diese Kassetten schicke ich anschließend, eine nach der anderen, per Eilpost für teuer Geld nach Deutschland.

Immer hoffend, dass die italienische Post das Frachtgut unversehrte ins nasskalte Germanien transportieren möge.

Meine langjährige Sekretärin, gute Freundin und treue Seele meines Büros Katia van Kerstenboom soll nach Erhalt des Päckchens in Düsseldorf ihre Kopfhörer anlegen und Seite für Seite in Manuskriptform bringen, um das überbordende Konvolut dann per E-Mail an den Verlag weiterzusenden.

Mittlerweile sind nun Jahre vergangen, seit ich meine Tagebücher zuletzt gelesen habe, dementsprechend ist es mir in den ersten Tagen beinahe unmöglich, meine eigene Krawalschrift überhaupt entziffern zu können. Trotzdem erahne ich ziemlich genau, was dort steht, denn die Erinnerung an das Erlebte ist nach wie vor intensiv.

Als es mir dann endlich gelingt, einzelne Wortketten und schließlich sogar ganze Sätze wiederzuerkennen, ist die Freude zunächst groß – bis ich mich dem eigentlichen Inhalt meiner Erzählung widmen kann und fast nach jedem Halbsatz bestürzt feststelle: Ach herrje! Was ist denn das für ein banaler Kram? Das wird doch nie irgendjemand abdrucken, geschweige denn lesen, es sei denn, er ist komplett vor exakt den Schrank gelaufen, aus dem ich diese Hefte gezogen habe! Was habe ich mir denn bloß dabei gedacht? Eins ist sicher, die beim Piper Verlag werden staunen! So oder so.

Um überhaupt voranzukommen, beschließe ich, das Geschriebene vorerst nicht mehr zu beurteilen, sondern es wie ein bezahlter Vorleser stoisch, monoton und distanziert in das Diktiergerät zu stammeln. Kommentierende Gedanken oder verzweifelte Schreie gen Himmel verbiete ich mir bis auf Weiteres. Was sich der bemitleidenswerte Autor dieses abstrusen, esoterischen Stoffes nach dem Lektorat wird anhören müssen, darf jetzt noch nicht mein Problem sein. Ich lese, und basta.

Schlussendlich ziehen sich meine lauten Staccato-Selbstgespräche im Garten über mehr als vierzehn Tage hin. Was

meine italienischen Nachbarn bis heute von mir denken, liegt auf der Hand. Wenigstens dürften sie, so hoffe ich doch, kein Wort von meinen nicht enden wollenden, langweiligen Monologen verstanden haben.

Bald erreichen die ersten Tonkassetten die Heimat, und meine Sekretärin bestätigt mir in einem kurzen Telefonat den Erhalt des Frachtgutes.

»Ich habe schon mit dem Abtippen angefangen, aber sag mal, was ist denn das für ein höllischer Lärm, den man da im Hintergrund hört? Irgendetwas brummt oder schäumt doch da andauernd! Hattest du beim Diktieren etwa die Kaffeemaschine an?«, empört sie sich.

»Ach das! Das ist das Meer!«, flöte ich zurück. »Ich fürchte, daran wirst du dich leider gewöhnen müssen.«

Ihr eigentliches Problem scheint jedoch schwerwiegender zu sein: »Eins musst du mir jetzt bitte mal verraten ...«, brummt Katia. »Was meinst du eigentlich mit dem Wort ›Leih-Lilien? Was soll denn das bitte sein? Plastikblumen oder was? Tut mir leid, aber das ergibt doch auch im Satzzusammenhang überhaupt keinen Sinn!«

Auch mir ist dieses Wörtchen bisher noch nicht untergekommen, und so behaupte ich: »Leih-Lilien? Das habe ich noch nie gehört, also kann ich es auch logischerweise nicht diktiert haben!«

Währenddessen blättere ich in meiner Tagebuchkladde, um diese botanische Rarität eventuell doch noch ausfindig machen zu können, und tatsächlich entdecke ich sie: »Du meinst Linien! Leylinien!«, werfe ich gekonnt ein.

Nun ist Katias Verwirrung komplett. Sie stöhnt: »Leih-Linien? Das ergibt ja noch weniger Sinn als Lilien! Wo bitte kann man sich denn in Spanien eine Linie leihen?«

»Glaub mir, im Zusammenhang erschließt sich dann schon noch, was das bedeutet! Das sind Energiestreifen«, kontere ich dreist, obwohl auch ich bezüglich der Verständlichkeit meiner Aussagen so meine leisen Zweifel habe.

Mein Verlag hat bisher noch keine einzige Zeile meines Geschreibsels gelesen. Mir ist noch nicht nach Abschicken, sondern tendenziell eher schlecht vor Angst! Meine persönlichsten und hanebüchenen Gedanken kann ich mir einfach noch nicht auf einem Verlagsschreibtisch in München vorstellen.

Auf wiederholte Nachfrage seitens des Verlags wird dann schließlich doch der entscheidende Knopf gedrückt, um die ersten einhundert Seiten von »Ich bin dann mal weg!« im Bruchteil einer Sekunde per E-Mail nach München zu jagen.

Im Piper Verlag hat man inzwischen entschieden, meinen Bericht im auf Reiseliteratur spezialisierten Malik Verlag einzuplanen. Zuständig ist jetzt eine gewisse Frau Feldweg. Die zuständige Dame kenne ich bisher nur flüchtig aus Telefonaten.

Nachdem die ersten Fragmente des Manuskripts bereits auf dem Bildschirm meiner Lektorin gelandet sein müssen, falle ich, in meiner Hängematte baumelnd, in eine kleine Krise und denke: Die Arme! Sie wird jetzt wahrscheinlich überlegen, wie sie mir so schonend wie möglich beibringen kann, dass es für mich überhaupt keinen Sinn ergibt, an diesem grottenschlechten Manuskript auch nur einen einzigen Tag weiter herumzuwursteln!

Nach einigen Tagen meldet sich meine beherzte Lektorin und Programmleiterin des Malik Verlags Bettina Feldweg.

»Hallo, Herr Kerkeling, geht es Ihnen gut in Italien?«

»Ja!«, sage ich und denke: Nein, natürlich nicht!

Aber das Telefonat ist glücklicherweise an dieser Stelle noch nicht beendet, denn sie fährt erstaunlich gut gelaunt fort: »Also, es ist alles angekommen, und ich habe jetzt die ersten hundert Seiten gelesen!«

Das ist nicht die Information, auf die ich warte, denke ich und posaune die alles entscheidende Frage nervös in den Hörer: »Ja, und, wie finden Sie es denn?«

»Großartig!«, schallt es mir aus München entgegen. »Da gibt es zwar noch manches zu verbessern und vor allem zu ergänzen, aber im Prinzip würden wir es gerne so veröffentlichen!«

Die Freude, die ich dabei empfinde, lässt sich für mich bis heute kaum in Worte fassen. Da ist wohl ein Knoten geplatzt!

Nachdem ich meine Nachbarn in Italien mit meinem gebetsmühlengleichen Diktieren wahrscheinlich an den Rand des Wahnsinns getrieben habe, ziehe ich es vor, die deutlich stillere Überarbeitung meines Manuskripts in Düsseldorf am heimischen Computer vorzunehmen.

Das Buch wird also tatsächlich erscheinen, und so stelle ich mir während der Ausarbeitung des Textes den einen potenziellen Leser vor und frage mich, was ihm darin wohl fehlen könnte.

Ganz klar, die gefürchteten Landschaftsbeschreibungen, denn die sind bislang praktisch nicht vorhanden! Hier und da habe ich zwar mal was von »Mittelgebirge«, »Bächlein« oder »Brücke« gefaselt, aber damit wird sich eine geneigte Leserschaft wohl kaum zufriedengeben.

Genau genommen ereignet sich das von mir Verfasste bislang nicht in Spanien, sondern in einer gähnend leeren Mondlandschaft.

Warum auch hätte ich mir in meinem Tagebuch, das nie ernsthaft zur Publikation vorgesehen war, Wiesen, Städtebauliches oder gar architektonische Details der Klöster aufwendig mit Worten ausmalen sollen? Dazu wäre ich nach oft sieben Stunden Fußmarsch gar nicht mehr in der Lage gewesen. Und wozu gibt es schließlich Fotoapparate?

In den folgenden Monaten habe ich also noch einiges zu tun.

Eigentlich bereitet es mir kein besonderes Vergnügen, etwas zu beschreiben, das wie die meisten Landstriche offensichtlich schön oder nur hässlich ist.

Entweder begeistern mich Gegenden, und dann bedürfen sie keiner unzulänglichen Einordnung meinerseits, oder aber sie sind so schrecklich, dass ich mich nicht mit ihnen auseinandersetzen möchte. Mich interessiert, was nicht so offensichtlich schön ist oder hässlich. Beispielsweise menschliche Beziehungen! Da, finde ich, lohnt es sich immer, genau hinzuschauen, um es dann auch gerne schriftlich festzuhalten. Vor allem aus diesen Beobachtungen und Eindrücken bestehen auch meine Aufzeichnungen.

Immer wieder schließe ich während des Schreibens fest die Augen und versuche, meine Erinnerungen an den Weg wachzurufen. Zwischendurch habe ich sogar das Gefühl, meine Knieschmerzen würden sich kurzfristig erneut einstellen. Auch flüchtige Weggefährten, welche in meiner Schilderung bisher noch gesichtslos geblieben sind, wollen charakterisiert und in die Dreidimensionalität des Geschehenen zurückversetzt werden.

Während der Feinarbeit am Manuskript meines künftigen Bestsellers denke ich immer wieder mal an Evi zurück, meine schwedische Pilgerfreundin aus Gällivare, und an das, was sie mir in León mit auf den Weg gegeben hat: »Du wirst schon noch erfahren, warum und für wen du das alles aufschreibst!«

Allein deshalb arbeite ich, so mancher Schreibblockade zum Trotz, weiter: Ich bin neugierig und will einfach wissen, wer meine Leser in einer noch fernen Zukunft sein werden.

Doch auch als der Verlag das überarbeitete Manuskript erhalten hat und meine Lektorin sich zufrieden über das Ergebnis zeigt, steigen nagende Zweifel in mir auf, ob ich dieses Buch, so wie Sie es nun in Händen halten, tatsächlich veröffentlichen soll.

Ganze Absätze würde ich am liebsten wieder streichen. Insbesondere die knappe Passage zur Reinkarnation macht mir so einige Sorgen, und ich sehe die möglichen Schlagzeilen einschlägiger Boulevardblätter im Geiste schon vor mir.

Folgerichtig ist es dann auch genau dieses Kapitel, welches mich ein Jahr später auf die Titelblätter hieven und in einem ziemlich komischen Licht erstrahlen lassen wird. Glauben Sie mir, es ist alles andere als angenehm, sein eigenes Konterfei, verknüpft mit abstrusen Schlagzeilen, über mehrere Tage in nationalen Gazetten wiederzufinden.

Heute bin ich froh, dass meine Lektorin mich davon überzeugen konnte, keinen meiner geplanten Striche im Buch vorzunehmen. Man kann kein Buch schreiben, über das niemand sich aufregt und an dem keiner Anstoß nimmt. Wenn man es allen recht machen will, muss man es besser gleich bleiben lassen – und darüber war ich zu dem Zeitpunkt ja schon hinaus.

Das Veröffentlichungsdatum wird vom Verlag auf den 30. Mai 2006 festgesetzt – genau zwischen Christi Himmelfahrt und Pfingstsonntag. Was für ein kurioser Zufall!

Als ich das erste druckfrische Exemplar in Händen halte, ist die weit über ein Jahr dauernde Arbeit am Manuskript fast schon vergessen, und ich staune nur noch: Unglaublich! Dieser verrückte Verlag hat es wirklich gedruckt. Die haben es getan. Die sind alle miteinander irre geworden, jetzt reden die sogar schon von »Bestsellerpotenzial«.

Als Coverfoto haben sie tatsächlich das mit meiner Wegwerfkamera von Anne zwischen Kuh und Fladen geknipste Foto ausgewählt, welches mich in meinem ausgeleierten Jeanshemd und mit speckigem Safari-Hut vor einem galicischen Kornspeicher zeigt. Das ist nicht nur gegen jedes Gesetz von Marketing, sondern wahrscheinlich auch noch rufschädigend – und zwar für mich!

Einige Tage vor dem Erscheinen des Buches habe ich einen verstörenden Traum. An dieser Stelle seien alle Hobbypsychologen und Traumdeuter ausdrücklich begrüßt.

Ich liege im Bett und schlafe, und das ist übrigens schon Teil des Traumes. Ich schlafe also und halte das frisch ge-

druckte Buch in den Händen. Draußen in der Dunkelheit windet und regnet es, und zwar so laut, dass ich davon geweckt werde. In dem Moment stürmt ein zorniger buddhistischer Mönch im weißen Gewand durch eine schwarze Tür in mein Schlafzimmer und entreißt mir das Buch. Er eilt zum Fenster, öffnet es blitzschnell und wirft mein frisches Druckwerk im hohen Bogen auf die Straße. Ich springe aus dem Bett und blicke aus dem Fenster suchend nach unten: Dort liegt das Buch auf dem Bürgersteig in einer trüben Pfütze. Ich sage empört zu dem Mönch: »Warum hast du das getan?«

Auf der Straße nähert sich eine Gestalt, die unter einem breiten schwarzen Regenschirm unerkant bleibt, langsam der Pfütze. Als sie über der Wasserlache stehen geblieben ist, beugt sie sich nach unten, hebt etwas auf, geht weiter, und ich erkenne, dass sie das Buch in den Händen hält, es vorsichtig säubert und interessiert darin zu lesen beginnt! Wind und Regen lassen nach, und der buddhistische Mönch legt seinen Arm um meine Schulter und grinst mich breit und zufrieden an ... Ich werde wach – und das ist jetzt nicht mehr Bestandteil des Traumes.

Meine erste Lesung findet im Kölner Tanzbrunnen statt, einem ziemlich großen Konzertsaal. Zum ersten Mal lese ich öffentlich aus meinem Buch. Was ich vortrage, habe ich fünf Jahre zuvor in heruntergekommenen Herbergen, auf zugigen Bergwipfeln und später dann an meinem mit Schokoladenkeks-Krümeln übersäten Esstisch verfasst ... Ich meine alles so, wie ich es niederschrieb, und höre mir nun selbst dabei zu, wie ich es einer gespannten Menschenmenge vortrage. Das Feedback der Zuhörer überrascht mich kolossal! Die Anwesenden hören interessiert zu und brechen immer wieder in ein berstendes Lachen aus.

Erst jetzt, durch die Reaktionen des aufmerksamen Publikums, wird mir bewusst, was ich da »verbrochen« habe:

Die Menschen im Saal sind es, die mein geschriebenes Wort plötzlich zu einem spannenden Buch werden lassen!

Eines scheint die meisten meiner Leser zu einen, wenn ich mir ihre vielen Briefe und E-Mails noch einmal vergegenwärtige: Dieses Buch berührt und amüsiert sie. »Ich bin dann mal weg« bewirkt etwas Positives.

Natürlich ernte ich im Laufe der Jahre auch harsche Kritik; auch die will ich hier nicht verschweigen. »Dilettantisch, unpersönlich, fade, schlecht geschrieben, naiv, nicht nachvollziehbar, eitel, esoterisch, langweilig, redundant, verkorkst und nicht der Rede wert«. So eine kleine Auswahl der negativen Begriffe, mit denen man das Buch und somit auch mich als Autor belegt hat. Aber was ist das schon im Vergleich zu einem besoffenen Hooligan, der einem ins Gesicht brüllt: »Wat bisse?«

Während des Schreibprozesses habe ich ab und an genau so gedacht wie meine strengsten Rezensenten. Über die längste Strecke allerdings habe ich, und das klingt für einige jetzt sicher eitel, darauf vertraut, etwas wirklich Gutes zu schreiben. Und exakt in dem Verhältnis, wie ich selbst es im Entwicklungsprozess empfunden habe, spiegelt es mir nun meine Außenwelt wider.

Eine Frage wird mir von Journalisten immer wieder gestellt: Warum war und ist das Buch so erfolgreich?

Ein Mitarbeiter einer Stadtbücherei im Württembergischen hat mir zu dieser Frage einen sehr erhellenden Brief geschrieben.

Er hatte mein Buch bekommen mit der Bitte, es thematisch in die Bibliothek einzuordnen. Da er sich nicht sicher war, mit welchem Genre er es eigentlich zu tun hatte, setzte er sich in die hinterste Ecke zwischen die Bücherregale und begann, in Ruhe zu lesen.

Er schrieb mir schließlich: »Ich war mir zunächst nicht sicher, ob Ihr Buch eine Reiselektüre, eine Satire, ein Abenteuer oder eine Autobiografie sein sollte. Nachdem ich es

gelesen habe, kann ich es jetzt guten Gewissens unter der Rubrik ›Religion‹ einordnen.«

Die Suche, die wir alle im Leben, jeder auf seine Art, antreten, beschreibe ich so offenherzig wie möglich in diesem Buch und überlasse mich dabei dem Wohlwollen der Leser. Vielleicht ist es mir auch schlicht und ergreifend gelungen zu sagen, was viele Menschen empfinden, aber nie öffentlich auszusprechen wagen?

Aber der eigentliche Grund für den Erfolg ist der Jakobsweg und das, was er mit uns Menschen macht!

Und wissen Sie, wer mein größter Gegner auf dem Weg war?

Ich selbst. Meine eigenen Gedanken waren meine schlimmsten Feinde.

Wenn Sie selbst vorhaben, nach Santiago de Compostela zu gehen, wünsche ich Ihnen viel Freude auf dem Jakobsweg, auf dem es übrigens von schillernden Schmetterlingen nur so wimmelt.

Warum das so ist? Das hat mir einer meiner Leser freundlicherweise beantwortet.

Der spanische Jakobsweg gehört zum Weltkulturerbe, und deshalb ist den Landwirten im Umland der Gebrauch von Insektiziden strengstens verboten. Toiletten gibt es entlang der Strecke so gut wie keine, und menschlicher Urin wirkt nun mal wie ein Magnet auf die Schmetterlinge.

Für mich bleibt es dennoch ein kleines Wunder, denn wo sonst in Europa sorgt eine so schräge Kombination aus Mangel und Überfluss für eine regelrecht märchenhafte Anzahl von bunten Faltern?

Noch eine kleine Kuriosität zum Schluss: Laut Kabbala steckt hinter jedem Namen ja angeblich neben seiner offensichtlichen noch eine verborgene Bedeutung. Anagramm-Spezialisten würfeln die Buchstabenfolge eines Wortes so oft neu zusammen, bis sich ihnen ein neuer, eben der geheime Sinn erschließt. Einer meiner Leser hat das mit dem

Titel dieses Buches auch mal versucht und ist zu einem frappierenden Ergebnis gelangt:

»Ich bin dann mal weg!« wird zu

»Weib, Mann, Ding, lach!«.

In diesem Sinne: Haben Sie Dank und viel Vergnügen!

9. Juni 2001 – Saint-Jean-Pied-de-Port

»Ich bin dann mal weg!« Viel mehr habe ich meinen Freunden eigentlich nicht gesagt, bevor ich gestartet bin. Ich wandere halt mal eben durch Spanien. Meine Freundin Isabel kommentierte das sehr lapidar mit: »Aha, jetzt bist du durchgeknallt!«

Was, um Himmels willen, hat mich eigentlich dazu getrieben, mich auf diese Pilgerreise zu begeben?

Meine Oma Bertha hat es schon immer gewusst: »Wenn wir nicht aufpassen, fliegt unser Hans Peter eines Tages noch weg!«

Wahrscheinlich hat sie mich deshalb auch immer so gut gefüttert.

Und so könnte ich jetzt bei einer heißen Tasse Kakao und einem saftigen Stück Käsekuchen gemütlich zu Hause auf meiner roten Lieblingscouch liegen. Stattdessen hocke ich bei erstaunlich kühlen Temperaturen in einem namenlosen Café am Fuß der französischen Pyrenäen in einem winzigen mittelalterlichen Städtchen namens Saint-Jean-Pied-de-Port. Einer malerischen Postkartenidylle ohne Sonne.

Von der Zivilisation kann ich mich dann doch noch nicht ganz lösen, deshalb sitze ich direkt an der Hauptstraße und stelle fest: dafür, dass ich vorher noch nie etwas von diesem Ort gehört habe, brettern hier unglaublich viele Autos durch.

Auf dem wackeligen Bistrotischchen vor mir liegt mein fast leeres Tagebuch, das anscheinend genauso einen Appetit hat wie ich. Eigentlich hatte ich bisher noch nie das Bedürfnis, mein Leben schriftlich festzuhalten – aber seit heute

Morgen verspüre ich den Drang, jedes Detail meines beginnenden Abenteuers in meiner kleinen orangefarbenen Kladde aufzuzeichnen.

Hier also beginnt meine Pilgerreise nach Santiago de Compostela.

Die Wanderung wird mich über den Camino Francés, eine der Europäischen Kulturstraßen, über die Pyrenäen, quer durch das Baskenland, Navarra, die Rioja, Kastilien-León und Galicien nach etwa 800 Kilometern direkt vor die Kathedrale von Santiago de Compostela führen, in welcher sich, der Legende nach, das Grab des Apostels Jakob befindet, des großen Missionars der iberischen Völker.

Wenn ich nur an den langen Fußmarsch denke, könnte ich mich jetzt schon vierzehn Tage ausruhen.

Das Entscheidende ist: Ich werde laufen! Die ganze Strecke. *Ich laufe!* Ich muss es gerade selber noch einmal lesen, damit ich es glaube. Allerdings nicht alleine, sondern gemeinsam mit meinem elf Kilo schweren, knallroten Rucksack. Falls ich unterwegs tot umfalle, und die Chancen dafür stehen gar nicht schlecht, erkennt man mich mit dem wenigstens aus der Luft.

Zu Hause benutze ich nicht mal die Treppe, um in den ersten Stock zu kommen, und ab morgen müsste ich dann jeden Tag zwischen 20 und 30 Kilometern gehen, um in knapp 35 Tagen ans Ziel zu gelangen. Die bekennende Couch potato geht auf Wanderschaft! Gut, dass keiner meiner Freunde so genau weiß, was ich hier eigentlich vorhabe, dann ist es nicht ganz so peinlich, wenn ich wahrscheinlich schon morgen Nachmittag das ganze Unternehmen aus rein biologischen Gründen wieder abblasen muss.

Heute Morgen habe ich mal einen ersten vorsichtigen Blick auf den Anfangspunkt des offiziellen Jakobswegs geworfen. Er liegt oberhalb des Stadtttores jenseits der Türmchen und Mauern von Saint Jean, dem Schlüssel zu den spanischen Pyrenäen, und läutet die erste Etappe auf dem



Mein Weg beginnt in Saint-Jean-Pied-de-Port

Camino Francés mit einem recht steilen Aufstieg über einen Kopfsteinpflasterweg ein.

Dort begibt sich gerade ein etwa siebzig Jahre alter Herr mit einer starken Gehbehinderung sehr entschlossen auf den Pilgermarathon. Ich starre ihm bestimmt fünf Minuten ungläubig hinterher, bis er langsam im Morgennebel verschwunden ist. Ich bin mir sicher, der schafft das!

Die Pyrenäen sind ziemlich hoch und erinnern mich an das Allgäu.

In meinem hauchdünnen Reiseführer, den ich schließlich auch über die schneebedeckten Wipfel der Pyrenäen schleppen muss, steht, dass Menschen sich seit vielen Jahrhunderten auf die Reise zum heiligen Jakob machen, wenn sie, wörtlich und im übertragenen Sinn, keinen anderen Weg mehr gehen können.

Da ich gerade einen Hörsturz und die Entfernung meiner Gallenblase hinter mir habe, zwei Krankheiten, die meiner Einschätzung nach großartig zu einem Komiker passen, ist es für mich allerhöchste Zeit zum Umdenken – Zeit für eine Pilgerreise.

Über Monate nicht auf die innere Stimme zu hören, die einem das Wort »PAUSE!« förmlich in den Leib brüllt, sondern vermeintlich diszipliniert weiterzuarbeiten, rächt sich halt – indem man einfach gar nichts mehr hört. Eine gespenstische Erfahrung! Der Frust und die Wut über die eigene Unvernunft lassen dann auch noch die Galle überkochen und man findet sich in der Notaufnahme eines Krankenhauses mit Verdacht auf Herzinfarkt wieder.

Wütend darüber, dass ich es so weit habe kommen lassen, bin ich immer noch! Aber ich habe auch endlich wieder meiner inneren Stimme Beachtung geschenkt und siehe da: Ich beschließe, während der diesjährigen Sommermonate keinerlei vertragliche Verpflichtungen einzugehen und mir eine Auszeit zu spendieren.

Bald finde ich mich in der Reiselektüreabteilung einer gut sortierten Düsseldorfer Buchhandlung wieder und suche – frei nach dem Motto: Ich will mal weg! – nach einem passenden Reiseziel.

Das erste Buch, das mir mehr oder weniger vor die Füße fällt, trägt den Titel *Jakobsweg der Freude*.

Was für eine Frechheit, einen Weg so zu nennen!, denke ich noch entrüstet. Schokolade macht nur bedingt froh und Whiskey wirklich nur in Ausnahmesituationen und jetzt soll also ein *Weg Freude* bringen? Dennoch packe ich das anmaßende Buch ein. Und verschlinge es in einer Nacht.

Der Jakobsweg nach Santiago de Compostela gehört, neben der Via Francigena von Canterbury nach Rom und der Pilgerfahrt nach Jerusalem, zu den drei großen Pilgerwegen der Christenheit.

Der Legende nach gilt der Pfad bereits den Kelten in vor-

christlicher Zeit als Initiationsweg. Kraftadern in der Erde und Energiebahnen, die so genannten Leylinien, ziehen sich angeblich über die gesamte Strecke parallel zur Milchstraße bis nach Santiago de Compostela (Sternenfeld); und sogar darüber hinaus bis nach Finisterre (Weltende) an der spanischen Atlantikküste, dem damaligen Ende der bekannten Welt. Bisher war ich immer davon ausgegangen, unser gesamter Planet befände sich irgendwie parallel zur Milchstraße. Aber bitte, man ist ja auch im Alter noch lernfähig!

Wer nach Santiago pilgert, dem vergibt die katholische Kirche freundlicherweise alle Sünden. Das ist für mich nun weniger Ansporn als die Verheißung, durch die Pilgerschaft zu Gott und damit auch zu mir zu finden. Das ist doch einen Versuch wert!

Wie hypnotisiert schaue ich mir in den folgenden Tagen dabei zu, wie ich fix die Reiseroute ausbaldowere und Rucksack, Schlafsack, Isomatte und Pilgerpass besorge, um auf dem Flug nach Bordeaux wieder zu mir zu kommen und mich laut sagen zu hören: »Bin ich eigentlich noch ganz dicht?«

Ich komme in Bordeaux an und es ist noch genauso hässlich und grau wie vor zwanzig Jahren, als ich hier als Sechzehnjähriger mal auf der Durchreise war. Ich steige im »Hotel Atlantic«, einem außerordentlich schönen klassizistischen Prachtbau gegenüber dem Hauptbahnhof, ab. Bevor ich die kommenden sechs Wochen nur noch in gammeligem Schlafsälen zwischen schnarchenden Amerikanern und rülp-senden Franzosen verbringe und ein Leben ohne ordentliche sanitäre Einrichtungen führe, tu ich mir noch mal was Gutes!

Aus dem Guten ist allerdings nicht viel geworden. Am Ende wäre es im Gemeinschaftssaal heimeliger gewesen. Mit einem bemerkenswert freundlichen Lächeln wird mir nämlich eine kahle Bruchbude ohne Fenster, dafür mit quietsch-

blauer Neonbeleuchtung und zu einem Wucherpreis zugeteilt. Im Gegensatz zu mir rebelliert meine nicht mehr vorhandene Gallenblase umgehend.

Wäre Bordeaux netter gewesen, wäre ich womöglich gar nicht weitergefahren.

Zwischen der ersten und der heutigen Reise liegen zwanzig Jahre. Hab ich etwa seit zwanzig Jahren schlechte Laune? Ich gebe Bordeaux die Schuld. Das ist einfacher.

Im Zimmer hält mich nichts, denn mein Vormieter hat die Mini-Bar, schlau wie er war, schon leer gesoffen. Also raus und zwar direkt zum Bahnhof.

Als ich in der gigantischen Schalterhalle den Satz: »Mademoiselle, einmal Bordeaux – Saint-Jean-Pied-de-Port, einfache Fahrt, zweiter Klasse, bitte!«, in ordentlichem Schulfranzösisch über die Lippen bringe, schaut mich die afrikanischstämmige Charmeoffensive auf der anderen Seite der Scheibe mit einem strahlenden Lächeln an.

»A quelle heure, Monsieur?« – Wann? – Clever, die Frau!

»So um sieben Uhr morgen früh!«, entscheide ich spontan, wie ich nun mal bin.

Die für sie wesentliche Information hat die propere Schalterbeamtin offensichtlich schon wieder verdrängt: »Wie heißt der Ort noch mal?«

Prima! Auf keiner der Landkarten, die ich studiert habe, ist eine Eisenbahnverbindung nach Saint-Jean-Pied-de-Port eingezeichnet – ergo gibt es auch keine! Lustlos wiederhole ich den Namen des Ortes und das Frollein wälzt leicht verwirrt wuchtige Fahrpläne aus vergangenen Jahrhunderten, um zu der vollkommen überraschenden Erkenntnis zu gelangen: »Monsieur, diesen Ort gibt es nicht in Frankreich!«

Ich bin so perplex, als hätte sie gerade behauptet: Gott ist tot!

»Moooment«, sage ich, »den Ort gibt es schon, aber vielleicht fährt die Eisenbahn nicht dorthin. Aber dann doch bestimmt ein Überlandbus oder so was!« Die Dame bleibt

zwar höflich, aber stur und lässt sich nicht beirren: »Nein, nein, der Ort existiert nicht! Glauben Sie mir.« Ich glaube ihr selbstverständlich nicht und bestehe darauf, dass es den Ort gibt. Hier geht es schließlich auch ums Prinzip!

Nach quälend langen Minuten stellt sich heraus: Der Ort existiert! Und was noch toller ist, es gibt sogar eine Verbindung mit Umsteigemöglichkeit dorthin. Ich vermute, dieser Ort existiert nur, weil ich so insistiert habe. Vielleicht habe ich Glück und mit Gott geht's mir genauso?



*Wer möchte ernsthaft die Existenz des Ortes
Saint-Jean-Pied-de-Port bezweifeln?*